

So waren die Männer des 20. Juli sehr einsam. Nicht nur, daß sie selbst von vielen dunklen Zweifeln heimgesucht wurden — erschütternd sind die qualvollen Aufzeichnungen Carl Goerdelers aus dem Gefängnis.⁵ Sie blieben einsam auch in ihrem Volk. Zwar verlangte der Plan, um den es ging, unbedingtes Schweigen, und der Kreis der Eingeweihten konnte naturgemäß nur klein sein. Aber die vielen Überlegungen, inwiefern etwa die Wehrmacht wohl mitmachen würde, auf welche Generäle man rechnen könne usw., das alles zeigt doch, daß es zu wenige waren, die die klaren Grundsätze des Rechts über die persönlichen Vorteile stellten, zu wenige auch, die sich nicht von den anfänglichen Erfolgen des Dritten Reichs täuschen lie-

Frage des Widerstandsrechts (62 S., Stuttgart 1955, Kohlhammer, DM 4,80). — Nach einer längeren Ausführung, ob man das Recht im Licht der Gerechtigkeit oder der Gnade sehen solle oder wolle — der Vf. entscheidet sich letztlich für das zweite —, kommt Sch. auf das Widerstandsrecht zu sprechen, das er voll bejaht. Aber so schön manche der vorgetragenen Gedanken auch sein mögen, so scheint uns doch zu sehr die Theologie, das lutherische Apriori, mitzusprechen.

Als geschichtliche Ergänzung zu dem Thema sei das schon 1914 erschienene, nun aber wieder neu aufgelegte Werk von Fritz Kern genannt, *Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im frühen Mittelalter* (416 S., Darmstadt 1954, Wissenschaftliche Buchgemeinschaft (Wissenschaftliche Buchgesellschaft)).

⁵ Gerhard Ritter, *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung* (630 S., Stuttgart 1954, Deutsche Verlagsanstalt, DM 19,80). Ist dieses Buch zunächst auch nur einem Mann gewidmet, der zu den führenden Männern der Widerstandsbewegung gehörte, so gibt es doch ein umfassendes Bild des gesamten Widerstandes, vor allem auch des geistigen und politischen Deutschlands der zwanziger Jahre. Auch für die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des zweiten Weltkriegs bietet das Buch viel Wissenswertes. Mehr und mehr wächst der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft, gerade bei den Besten der Nation, zu denen Goerdeler gehört. So hoch dieser Mann auch steht — der Vf. verschweigt seine Schwächen nicht —, so versteht man nach der Lektüre dieses Buches doch leichter, wieso in diesem Deutschland eine Erscheinung wie die des Nationalsozialismus möglich war.

ßen, zu wenige, die bereit waren, auch unter Einsatz des Lebens den Weg der Ehre und Treue, den Weg des unabdingbaren Rechts zu gehen. Welch bittere Erkenntnis schließt doch der letzte Satz Goerdelers in einem Briefentwurf an Generalfeldmarschall v. Kluge in sich: „Wenn aber nicht wenigstens drei oder vier Männer in Deutschland zueinander mehr Vertrauen haben, dann allerdings können wir einpacken“ (Ritter S. 600).

Es ist zwar ein gutes Zeichen, daß die Kaserne, in der die Offiziere der Bundeswehr, die, ob sie es will oder nicht, doch Nachfolgerin der Wehrmacht sein wird, nach dem Manne heißt, der die Seele des Deutschen Widerstandes vom 20. Juli war, Generaloberst Ludwig Beck. Aber solange es nicht eine allgemeine und unverlierbare Überzeugung in unserm Volk ist, daß sich die Männer des 20. Juli und damit der Großteil des Deutschen Widerstandes „um das Vaterland verdient gemacht haben“, so lange scheint uns der Bestand unseres Staates gefährdet zu sein. Vielleicht wurde noch nie in der Geschichte so deutlich, daß wahres Christentum in solchen Zeiten und Fällen nicht mehr im geduldigen Ertragen eines Übels besteht, sondern in der Tat, die aus der Vollmacht des Gewissens übernommen wird. Wenn aus der Tat des 20. Juli unserm Volk diese Erkenntnis geschenkt wird, dann war der anscheinende Mißerfolg dieser Männer auf weite Sicht gesehen ein notwendiges Ereignis, das für die kommenden Jahrhunderte deutscher Geschichte von ausschlaggebender Bedeutung sein wird.

Oskar Simmel S.J.

Das Schicksal des deutschen Volksliedes in der Ostzone

Das Volkslied ist bedroht. Schon daß es in den Jahren 1932—1945 weithin in den Dienst des politischen Kampfes gestellt wurde, vergrämte die Gegner und führte sie zu einer Abkehr nach der Niederlage. Schlimmer war, daß das Volkslied in die Gewalt der Musikhistoriker und -theoretiker geriet. Sie bestimmten

seinen Wert und suchten die „natürlich“ wertvollere Erfassung, die sie zugleich oft selbst festlegten, und nicht selten auch umänderten. Zeitgenössische Kunstauffassungen sagten manchen Liedern den Krieg an und erklärten sie als Kitsch, förderten neue Lieder als wertvolle Kunst, und die Musikerzieher prägten vorwiegend nur sie der Jugend ein. So versündigte man sich gegen die Gesetze des natürlichen Wachstums, denen das Volkstum unterliegt und durch die im Laufe der Geschichte immer wieder manche Weisen in Vergessenheit geraten, andere und neue beliebt werden, eben weil Geschmack und Zeit anders wurden.

Wesentlicher als dies alles ist die Tatsache, daß es in der Neuzeit immer weniger echtes „Volk“ gibt, das die Lieder liebt und singt. Sport und Kino ziehen die Menge an sich. Auch auf dem Land tritt die Gemeinschaft immer mehr zurück. Statt der Zünfte, Gilden, Handwerkervereine haben wir heute Gewerkschaften. Das laufende Band, der Akkord und das Sausen der Maschinen lassen auch keinen Raum mehr für ein frohes und beschwingtes Singen. Das Vergnügen aber liebt die Melodie des Zweitaktmotors. Aus alledem ergibt sich eine für das Volkslied wenig freundliche Seelenlage. Ihr entspricht denn auch der Rückgang der Übung des Volksliedes. Den Text zu lernen, hat man keine Liebe und keine Sammlung mehr. Das musikalische Feld beherrschen Song und Schlager.

Zum Unterschied von diesen Tatsachen wird in der Sowjetzone das Volkslied sehr gepflegt. Aber zugleich schlägt man ihm eine noch todbringendere Wunde dadurch, daß man es in den Dienst der kommunistischen Weltanschauung und Politik stellt. Eine ausführliche und gediegene Studie berichtet davon.¹ Schon 1946 begann dies. Es erschienen eine ganze Reihe von Liederbüchern, in die neben alten Gesängen eine Menge neuer Texte und Melodien

aufgenommen wurde. Viele stammten aus Rußland oder aus dem Kreis der internationalen Brigaden des Spanischen Bürgerkrieges. Linientreue Poeten lieferten neue Verse, und auch an Komponisten war kein Mangel. Vereinzelte Sammlungen von Heimatliedern wurden zwar auch herausgegeben. Aber die alten Verlage, insbesondere das bekannte Musikhaus Friedrich Hofmeister in Leipzig, wurden bald in volkseigene Betriebe umgewandelt. Überall auch wurden neue Verlage gegründet. Bert Brecht, Johannes R. Becher, Ernst Busch und viele andere kamen zum Zug. Sie verdrängten mehr und mehr die „pädagogische Richtung“ der Musikerzieher, die wenigstens noch zum Teil das alte Liedgut bestehen ließen. Einzelne Erscheinungen lassen auch erkennen, daß man mit Absicht Altes und Neues, Unpolitisches und Politisches mischte, um ohne Aufsehen und Gewalt Schritt um Schritt die Sowjetisierung zu fördern. Volksfeste, Liederabende, Feierstunden an politischen Gedenktagen, ein Vielfaches — verglichen mit dem Westen — an Radiosendungen, Schallplatten, mehrere Volksmusik- und Jugendzeitschriften, alle Mittel der Verbreitung wurden von Beginn an eingesetzt.

Das Ziel ist, vor allem die Jugend und ihre Organisationen mit dem politischen Geist zu erfüllen. Dadurch wird ein Massengefühl entwickelt, das den Massenmenschen der Partei erzieht. Das beginnt mit dem Kindergarten, geht durch Volks-, Mittel-, höhere Schule bis zur Universität. Es ist dabei viel von Arbeit, Freiheit, Gleichheit, Einigkeit die Rede, die im leuchtenden Gegensatz zu der Versklavung und zur kapitalistischen Herrschaft des Westens stehen. Einzig in den Kirchen und den kirchlichen Vereinigungen lebt das alte Lied fort.

Zur Übung tritt die Theorie. Die sowjetische Ästhetik baut auf Lenin auf. Die Gegenstände der kommunistischen Gemeinwirtschaft müssen auch die Gegenstände der Kunst sein. Der Künstler lebt aus der Gemeinschaft, und zwar der Arbeitergemeinschaft, während die gro-

¹ Helmut König, Rote Sterne glühen. Lieder im Dienst der Sowjetisierung (104 S.), Bad Godesberg 1955, Voggenreiter Verlag.

ßen Musiker der Vergangenheit, wie Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert usw. hingestellt werden als unglückliche Einzelne oder als beklagenswerte und darum melancholische Opfer eines bürgerlich-geschäftlichen Musikbetriebes der imperialistischen Welt. „Realistische Kunst muß auf den wesentlichen Realitäten des gesellschaftlichen Lebens ruhen. Diese sind die, welche die arbeitenden Massen, das Volk bewegen. Musik kann und muß den Friedenswillen, die großen Hoffnungen, Freuden und Leiden und das Vorwärtstreben der Volksmassen ausdrücken. Realistische Kunst muß nicht nur menschlich sein, sondern sie muß von ganz bestimmten Menschen handeln: von den schaffenden Menschen, die den Sozialismus erkämpfen und aufbauen usw.“ Im Laufe der Zeit hat sich dabei ergeben, daß mehr und mehr die antibürgerliche Revolutionskunst in Wort und Ton zurücktrat und einer „optimistischen Methode“ Platz machte. Fritz, der tüchtige Traktorist, stehe als Beispiel für alle anderen Typen der kommunistischen Klassentheorie. Im einzelnen bedient man sich zwar in ihr noch der alten Worte, aber ihnen wird ein neuer, ungenauer und darum verführerischer Sinn unterlegt.

Die Betrachtung der Texte ergibt, daß man sehr oft von dem Lied der Jugendbewegung ausging, die Worte aber zum Teil änderte und so „kommunistische Missionslieder“ schuf. Getragen von einem großen Sendungsbewußtsein erzeugen sie ein undeutliches, aber ein um so mehr blindbegeisterndes Gefühl.

Vom künstlerischen Standpunkt aus sind die Verse und Reimereien von einer oft geradezu erschreckenden Dürftigkeit und Platttheit. Reim und Vers werden mißhandelt. Die Worte bieten wenig Anschauung — es sei denn geradezu kitschige Natursentimentalität —, dafür aber die Schlagwörter der Propagandablätter, Zeitungen, Festreden der großen und kleinen Parteigenossen. Nichts bezeugt deutlicher die Kulturlosigkeit des sowjetischen Regimentes, die die echte begeisterte Revolutionsstimmung etwa

des „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!“ längst hinter sich gelassen hat.

Im Musikalischen herrschen der Marschrhythmus (95 %), eine gewisse Kurzatmigkeit der Figur und Tongruppe, die Synkope, die Dur-tonalität.

König unterscheidet vier Typen der Gestimmtheit: den emotionalen und den intellektualen Optimismus und die tränsenselige und zuversichtliche Sentimentalität.

„Freundschaft! Allen Ländern Freundschaft! / ruft die Welt aus einem Mund. / Freundschaft wollen alle guten / Menschen auf dem Erdenrund usw.“ — „Keiner plagt sich gerne, doch wir wissen / grau ist's immer, wenn ein Morgen naht, / und trotz Hunger, Kält' und Kümmernissen / stehn zum Handanlegen wir parat usw.“ — „Es sind die alten Weisen, / die neu in uns erstehn, / und die im Wind, dem leisen, / von fern herüberwehn usw.“ — „Es zog ein Rotgardist hinaus, / er ließ sein Mütterlein zu Haus, / und als die Trennungsstunde kam, / er zärtlich von ihr Abschied nahm, / sie aber leise zu ihm spricht: / Spartakusmann, tu deine Pflicht.“

In vielen Liedern der Sowjetzone erscheinen die Sowjetrepublik, ihre Landschaft, ihre Menschen, ihre gesellschaftlichen Formen, ihre wirtschaftlichen Leistungen als Vorbild. König spricht von der singenden Anbetung Stalins, des allseitigen Ideals. In der Druckgebung erscheinen große deutsche Dichter und Musiker wie Herder, Schiller, Goethe, Beethoven, Mozart im Bild neben politischen Liedertexten, die mit ihnen oft nichts zu tun haben. Alte Worte werden zuweilen auch verfälscht. In „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ heißt es „Freundschaftsstunde“ statt „Feierstunde“, „die Menschen herzlich lieben“, statt „Gott und Menschen herzlich lieben.“ —

Man kann sich die Wirkung des Liedmißbrauchs kaum groß genug vorstellen. Das Lied, das von den Massen gesungen wird, berauscht immer, mag es noch so töricht sein. Das politische Kinderlied vergiftet das Gemüt. Vor allem

aber erniedrigt eine solche sich mit Kunst bezeichnende Beeinflussung Geist und Herz der Jugend. Es sind zwar auch einige Beispiele von sarkastischen Umformungen der Sowjetzonenlieder bekannt, in denen sich der Widerspruch Luft macht, wie es vor 1945 ja auch geschah. Aber dies ist kein die Kultur und Kunst fördernder Trost. Man fragt sich bang: Wann wird im Osten eine Jugend wieder Sinn für das echte Volkslied gewinnen und wann wird sie wieder freudig aus sich heraus singen lernen?

Hubert Becher S.J.

Lungenkrebs und Zigarette

Seit Jahren nimmt die Öffentlichkeit — besonders in den USA — starkes Interesse an den Forschungen, die klären sollen, ob die Beschuldigung der Zigarette, an dem beängstigend zunehmenden Lungenkrebs schuld zu sein, zu Recht besteht. Selbst führende amerikanische Zigarettenfabriken haben sich durch Bildung eines „Forschungsausschusses der Tabakindustrie“ dazu verpflichtet, die Wissenschaft bei einer alle Seiten des Tabakgenusses und seiner Einwirkungen auf die Gesundheit erfassenden Forschung zu unterstützen. Fieberhaft wird von vielen Seiten an dem Problem gearbeitet und immer weitere Klärung erzielt. Umfangreiche Sektionsstatistiken haben den Erweis gebracht, daß die Bronchialkarzinome nicht nur zahlenmäßig, sondern auch im Verhältnis zu den Sektionen und den übrigen Karzinomen echt zugenommen haben.¹ Unser bedeutendster Krebsforscher K. H. Bauer sagte jüngst: „Wir alle sind Zeugen eines der größten Krebsexperimente der bisherigen Geschichte der Medizin, an dem wiederum viele Millionen Menschen beteiligt sind, das ist die ständig steigende Zunahme des Bronchialcarcinoms. Ich will mich nicht mit Versuchen aufhalten, den An-

stieg mit der besseren Diagnostik u. a. zu erklären. Es gibt heute zahllose Sektionsstatistiken, die völlig übereinstimmend zeigen, daß der Bronchialkrebs heute ca. 15mal häufiger ist als 1900 und in den meisten Statistiken ist er — mit Prozentziffern bis 28,5% aller Krebse — bereits an die zweite Stelle unter den Carcinomtodesfällen gerückt.“² Selbst bei früher Diagnostizierung kann der chirurgische Eingriff nur bei einem recht kleinen Prozentsatz Hilfe bringen (s. Gohrbrandt, Deutsches med. Journal 1951, S. 23/24).

Die Urteile über den Zusammenhang von Zigarettenkonsum und Lungenkrebs werden von Jahr zu Jahr apodiktischer. Aus der Zahl der namhaften Forscher, die sich in den letzten Jahrzehnten mit den Ursachen des Lungenkrebses befaßt haben, seien hier genannt Roffo in Argentinien, Wynder in USA, Doll in England, Lickint und Druckrey in Deutschland. Kürzlich veröffentlichte ein Deutscher, Kurt Randig, Oberarzt der Inneren Abteilung am Städtischen Krankenhaus Berlin-Hohengatow, die Ergebnisse einer neuen Arbeit, die auch weitere Klärung bringt.³

Im Verlauf der Forschungsarbeit galt es, vier Faktoren auf den Verdacht, Lungenkrebs zu erzeugen, zu prüfen: 1) Einatmen von Inhalationsgiften bei Berufsausübung, 2) allgemeine Luftverschlechterung, 3) Infektionen der Luftwege und schließlich 4) Tabakrauch.

Bezüglich des ersten Faktors zeigte es sich, daß bei gewissen Arbeitergruppen wie Generatorgasarbeitern, Asbest- und Chromatarbeitern gelegentlich Häufungen von Lungenkrebs vorkommen. Doch spielen auf die Gesamtzahl gesehen diese Fälle keine Rolle. Bei anderen verdächtigen Industrieberufen wie bei Teer- und Asphaltarbeitern hat sich eine Häufung von Lungenkrebs nicht nachweisen lassen. Im Gegenteil, Arbeiter in Kohlen-

¹ s. z. B. *Weber und Noll*, Über die Zunahme des Bronchialcarcinoms im Sektionsmaterial des Frankfurter Pathologischen Institutes von 1932—1951, in: *Zeitschrift für Krebsforschung* 58. Bd., 1951/52, S. 364ff.

² *K. H. Bauer*, Über Fortschritte der modernen Chirurgie und andere akad. Reden, 1954, S. 160.

³ *Kurt Randig*, Die Ursachen des Lungenkrebses, in: *Die Umschau*, 56. Jg., 2. H. vom 15. Jan. 1956.